

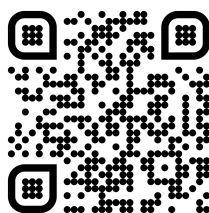
MARCEL RICHTSTEIGER

Der rote Schnee der Familie Weiß

Monster Stories

Weitere Bücher aus der Reihe findest du unter:

marcel-richtsteiger.de



MARCEL RICHTSTEIGER

Der rote Schnee der Familie Weiß



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 Marcel Richtsteiger

Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg
Verlag: BoD · Books on Demand GmbH,
Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

ISBN: 978-3-6951-8846-8

Inhaltsverzeichnis

Leise rieselt der Schnee

Im Schatten des Tannenbaums	9
Der Preis der Gleichgültigkeit.....	13
Die Tyrannei der Festtagsperfektion	17
Punsch und Ideologie	23
Die Fremde unterm Christbaum.....	30
Manifest einer Begegnung	36
Vom Tisch der Täuschungen	44
Als das Licht erlosch	53
Falsche Zuflucht.....	61
Stille Nacht, tödliche Nacht.....	68

Maria durch ein Dornwald ging

Blutsbande in Fesseln der Moral	81
Die Dreifaltigkeit des Widerstands.....	88
Das Evangelium des Marktes.....	99
Familienportrait mit Rissen.....	107
Opferung am Altar des Patriarchats.....	115
Die Offenbarung des Systems.....	127
Komplott im Kerzenschein.....	137
Barmherzigkeit im Schatten der Macht.....	142
Auferstanden aus den Schatten	150
Der Wächter durchbricht den Eisnebel.....	157

Do They Know It's Christmas?

Schachspiel mit gezogener Waffe.....	169
Flammen der Wahrheit im Familienkamin	178
Abwesenheit im Echo der Zeit.....	191
Dialektik der heiligen Nacht	201

In Holz geschnitzte Dynastien.....	209
Der Morgenstern im Gefängnis der Privilegien.....	216
Bekehrung am Heiligen Abend.....	223
Die Revolution der Schneeflocken.....	234
Turm Babel.....	241
Kategorischer Imperativ des Zweifels	246
Jenseits des Schleiers der Existenz	256
Die letzte Prozession	265

Stille Nacht

Gebrochenes Gelübde	275
Königsschach im Kristallkabinett.....	278
Bescherung mit bitteren Wahrheiten.....	283
Triptychon der Liebe	290
Die letzte Vesper der Versöhnung	299
Exodus aus dem Patriarchat.....	304
Mitternachtsmesse der Verzweiflung	309
Das Martyrium der Idealistin.....	313
Der rote Schnee der Familie Weiß.....	318

Nachruf

Denk daran... es war immer... Liebe	324
---	-----

Alle Charaktere und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt. Obwohl einige strukturelle Elemente von realen wirtschaftlichen Konstellationen inspiriert sein mögen, sind die dargestellten Persönlichkeiten, ihre Beziehungen und Motivationen vollständig der Fantasie des Autors entsprungen.

*Leise rieselt der Schnee,
still und starr liegt der See,
weihnachtlich glänzet der Wald,
freue dich, Christkind kommt bald!*

*In den Herzen ist's warm,
still schweigt Kummer und Harm,
Sorge des Lebens verhallt,
freue dich, Christkind kommt bald!*

*Bald ist heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht,
hört nur, wie lieblich es schallt:
Freue sich, Christkind kommt bald!*

Leise rieselt der Schnee

Im Schatten des Tannenbaums

Der Schnee knirschte unter seinen Stiefeln. Adrian Maurer hielt inne und verharrte regungslos im Schatten einer jahrhundertalten Eiche, deren knorrige Äste sich wie frostüberzogene Finger gegen den nachtschwarzen Dezemberhimmel streckten. Sein Atem bildete kleine Wolken in der Kälte, während er seinen Blick über die sanft ansteigende Hügellandschaft schweifen ließ. Fünfzehn Kilometer östlich von Heilbronn, weit ab von neugierigen Nachbarn oder zufälligen Passanten, thronte das Anwesen der Familie Weiß in einer natürlichen Mulde – eine diskrete Manifestation von Reichtum und Macht.

Die letzten Sonnenstrahlen waren längst hinter den bewaldeten Hügeln verschwunden, doch vereinzelte Lichter schimmerten durch die Dunkelheit. Festliche Beleuchtung, dezent und geschmackvoll, wie es der Stil des Hauses war. Adrian zog seine Handschuhe fester und prüfte die taktische Ausrüstung unter seinem dunklen Wintermantel ein letztes Mal. Die Uhr zeigte 19:22 Uhr. Der Zeitplan war eng, aber präzise kalkuliert.

Er aktivierte sein gesichertes Kommunikationsgerät und überprüfte die digitalen Systeme. Drei grüne Lichter blinkten bestätigend. Die Hintertüren, die er in den vergangenen Monaten in das Sicherheitssystem des Anwesens implementiert hatte, waren aktiv und bereit. Gleichzeitig registrierte das Gerät die Standorte jener Personen, die mit den von ihm installierten Signalverstärkern ausgestattet waren. Alles lief nach Plan. Ein kurzes, zufriedenes Lächeln

huschte über sein schmales Gesicht, bevor es wieder der professionellen Konzentration eines BND-Analysten wich.

»Showtime«, flüsterte er in die Stille der Nacht, ein Hauch von Selbstironie in seiner Stimme.

Mit geübten Bewegungen glitt Adrian den Hang hinab, jedes Geräusch vermeidend. Er bewegte sich parallel zur zwei Kilometer langen Privatstraße, die zum Anwesen führte, ohne sie jedoch zu betreten. Stattdessen nutzte er die natürliche Deckung des Waldes. Seine Schritte wurden von Jahren operativer Ausbildung gelenkt – präzise, behutsam, effizient.

Als er sich der Umfriedung näherte, verlangsamte er sein Tempo. Die 2,40 Meter hohe Natursteinmauer, teilweise von Efeu und wildem Wein bewachsen, wirkte auf den ersten Blick wie ein pittoreskes Relikt vergangener Zeiten. Nur ein geschultes Auge wie das seine erkannte das ausgeklügelte Sicherheitssystem, das darin verborgen war. Bewegungssensoren, Drucksensoren, Infrarotsysteme – alles vom Feinsten, installiert von einer Schweizer Spezialfirma.

Adrian kannte jede einzelne Komponente dieses Systems. Hatte es studiert, analysiert, seine Schwachstellen identifiziert. Mit einem leisen Summen aktivierte er den ersten seiner elektronischen Bypässe. Auf seinem Gerät erschien eine präzise Karte des Geländes mit einem schmalen, grün markierten Korridor – ein temporäres Fenster im elektronischen Abwehrsystem.

Mit katzenartiger Geschmeidigkeit überwand er die Mauer an einer vorher identifizierten Stelle, wo ein alter Baum natürliche Trittstufen bot. Für einen kurzen Moment verharnte er auf der Mauerkrone und ließ seinen Blick über das nun viel deutlicher erkennbare Anwesen schweifen.

Das U-förmige Hauptgebäude mit seiner honigfarbenen Natursteinfassade und den dunkelgrünen Fensterläden strahlte eine zeitlose, unaufdringliche Eleganz aus. Durch einige der Fenster drang warmes Licht nach draußen. Adrian konnte Bewegungen wahrnehmen – Silhouetten, die sich durch die Räume bewegten. Die Familie versammelte sich zum traditionellen Weihnachtsessen im großen

Esszimmer. Er kannte den Ablauf, jedes Detail des Familienrituals.

Mit einem lautlosen Sprung landete er auf der Innenseite der Mauer, federte den Aufprall mit angewinkelten Knien ab und verschmolz sofort wieder mit den Schatten. Der Geruch von feuchter Erde und Tannennadeln stieg ihm in die Nase, vermischt mit einem Hauch von Holzrauch aus dem Kamin des Haupthauses.

Nun begann der kompliziertere Teil. Adrian bewegte sich im Zickzack durch den weitläufigen Garten, wobei er sorgfältig den Überwachungskameras auswich, deren Positionen er auswendig kannte. Seine Bewegungen waren so kalkuliert wie die eines Schachspielers, der mehrere Züge im Voraus denkt.

Als er einen geschützten Punkt etwa fünfzig Meter vom Haupthaus entfernt erreichte, hielt er inne und aktivierte die zweite Stufe seines digitalen Angriffsplans. Ein kurzer Befehl auf seinem Gerät löste eine Kaskade von Ereignissen aus: Eine subtile Störung im Sicherheitssystem, nichts Dramatisches – nur genug, um den diensthabenden Sicherheitsbeamten Joachim Weber zu einer Überprüfung zu bewegen.

Adrian beobachtete durch ein kompaktes Fernglas, wie sich eine Gestalt vom Hintereingang des Hauses in Richtung des freistehenden Technikgebäudes bewegte. Weber war pünktlich, vorhersehbar, professionell. Aber heute Abend spielte auch seine beginnende Magenverstimmung Adrian in die Hände. Der Sicherheitsmann hatte bereits zweimal zur Schmerztablette gegriffen, wie Adrian durch die Kameras des Hauses beobachtet hatte.

Mit Weber temporär außer Sichtweite, nutzte Adrian das Zeitfenster, um sich weiter durch den Garten zu bewegen. Die wenigen Minuten, die der Sicherheitsmann für die Überprüfung und den Neustart des Systems benötigen würde, waren genug, um die zweite Verteidigungslinie zu durchbrechen und sich dem Haus zu nähern.

Mit der planvollen Präzision eines Schachspielers bewegte er sich durch das sorgsam geplante Terrain des Anwesens. Zwischen den kunstvoll arrangierten Rosenbüschen hindurch, die Winterschutzhüllen wie weiße Gespenster in der Dunkelheit, glitt er näher an das

Hauptgebäude heran. Jeder Schritt war kalkuliert, jede Bewegung darauf ausgerichtet, die toten Winkel der Überwachungskameras zu nutzen.

Etwa dreißig Meter vom Haus entfernt erreichte er den Schatten einer imposanten Eiche, deren mächtiger Stamm ihm perfekte Deckung bot. Von hier aus hatte er einen ungehinderten Blick auf das warme Licht, das aus den Fenstern des Speisesaals drang. Silhouetten bewegten sich dahinter – die Familie Weiß beim traditionellen Weihnachtsessen.

Adrian lehnte sich gegen den rauen Baumstamm und spürte, wie sein Puls sich beschleunigte – nicht aus Angst, sondern aus einem Gefühl von Vorfreude. Jahre der Planung, Monate der Vorbereitung, und nun war er dem Ziel so nah. Der erste Teil des Plans war erfolgreich abgeschlossen. Er hatte die äußeren Sicherheitsbarrieren überwunden und sich in eine optimale Position gebracht.

Vor seinem inneren Auge erschien plötzlich das Bild einer eleganten Frau in ihren Dreißigern, die aus einem Luxuswagen stieg und mit kalter Stimme über einen »dämlichen Köter« schimpfte. Monika Fischer, damals noch Monika Weiß. Ihre Verachtung für das Leben eines Straßenhundes und die Tränen eines achtjährigen Jungen hatte ein Feuer in ihm entfacht, das auch achtzehn Jahre später noch in ihm brannte.

»Wir werden sehen, was heute Abend mehr wert ist, Frau Fischer«, flüsterte er in die eisige Nachtluft. »Ihr Geld oder das Leben, das es zerstört hat.«

Er aktivierte sein Kommunikationsgerät und überprüfte die Signale seiner Komplizen im Inneren des Hauses. Alles war bereit für die nächste Phase. Mit grimmiger Entschlossenheit bereitete sich Adrian darauf vor, den entscheidenden Moment abzuwarten, in dem er unbemerkt in das Innere der Festung vordringen würde.

Der Preis der Gleichgültigkeit

Vor 18 Jahren

Die Herbstsonne tauchte den kleinen Park am Stadtrand von Stuttgart in goldenes Licht. Acht Jahre alt war Adrian, ein schwächlicher Junge mit zu großer Cordhose und einem ausgebleichten Pullover, der ihm an den Handgelenken zu kurz war. Aber in diesem Moment kümmerte ihn das nicht. In diesem Moment war er glücklich.

»Roxy, schau mal! Schau, was ich habe!« Seine Stimme überschlug sich vor Begeisterung, als er den roten Ball hochhielt.

Die mittelgroße Mischlingshündin mit dem sandfarbenen Fell verfolgte jede seiner Bewegungen mit wachsamen, bernsteinfarbenen Augen. Ihre weißen Abzeichnungen an Brust und Pfoten leuchteten im Sonnenlicht, und die leicht zerfransten Ohren – Narben aus ihrer Zeit als Straßenhund in Rumänien – zuckten aufmerksam. Ihr buschiger Schwanz peitschte erwartungsvoll durch die Luft.

Für die anderen mochte sie nur ein Mischlingshund aus dem Tierheim sein. Für Adrian war sie die Welt. Seit er sie vor zehn Monaten gerettet hatte, folgten sie einander überallhin wie Schatten. Jede freie Minute verbrachte er mit ihr. Sie war seine beste Freundin, seine Vertraute, die einzige, die ihn immer verstand, wenn in der kleinen Wohnung wieder einmal Stimmen laut wurden.

»Bereit? Hol ihn dir!« Adrian holte aus und warf den Ball über die kleine Wiese, die an die ruhige Seitenstraße grenzte.

Roxy schoss davon, eine verspielte Explosion aus Energie und Lebensfreude. Ihre Pfoten trommelten über das Gras, ihre Ohren flatterten im Wind. Adrian lachte, ein helles, sorgenfreies Kinderlachen, das von den nahegelegenen Bäumen zurückgeworfen wurde.

Dann geschah alles so schnell.

Der Ball flog weiter als beabsichtigt, hüpfte einmal auf und sprang über den niedrigen Bordstein auf die Straße. Roxy, in ihrem spielerischen Eifer, folgte ihm ohne zu zögern.

Adrian sah den schwarzen Luxuswagen zu spät. Hörte erst das

Quietschen der Bremsen, dann den dumpfen Aufprall. Ein entsetzlicher Laut, der in seinen Ohren nachhallte wie ein Donner, gefolgt von einem hohen, schmerzerfüllten Jaulen.

»ROXY!«

Die Zeit schien stillzustehen, während er über die Wiese rannte. Seine Beine fühlten sich schwer an, als würde er durch Wasser waten. Dann kniete er auf dem Asphalt neben seiner Hündin, die zukkend und winselnd dalag.

»Nein, nein, nein...« Seine kleinen Hände zitterten, als er behutsam nach ihr griff und ihren Kopf in seinen Schoß bettete. »Roxy, bitte...«

Warmes Blut sickerte durch das sandige Fell und färbte seine Jeans dunkel. Ihr Atem ging rasselnd und unregelmäßig. Einer ihrer Hinterbeine stand in einem unmöglichen Winkel ab. Aber es waren ihre Augen, die ihn am meisten erschreckten – weit aufgerissen vor Schmerz und Verwirrung, als könnte sie nicht verstehen, was passiert war. Sie blickte zu ihm auf, ihre treuen Bernsteinaugen flehend, als bäte sie ihn, den Schmerz wegzunehmen.

»Es wird alles gut«, flüsterte er, obwohl er schon damals wusste, dass es eine Lüge war. Tränen strömten über seine Wangen und tropften auf ihr Fell. »Ich bin hier. Ich bleibe bei dir.«

Roxys Zunge kam heraus und leckte schwach über seine Hand – eine letzte liebevolle Geste. Ein Schauer durchlief ihren Körper. Aus ihrer Schnauze sickerte Blut, das sich mit ihrem zunehmend flacher werdenden Atem zu kleinen roten Blasen formte.

Adrian war nur ein Kind, aber in diesem Moment spürte er die Wahrheit mit erschreckender Klarheit: Er verlor sie. Seine Freundin, seine Gefährtin, seine Roxy.

»Bitte nicht gehen«, schluchzte er und hielt sie fester, als könnte er sie durch reine Willenskraft im Leben halten. »Bitte, Roxy... ich brauche dich.«

Er merkte kaum, dass der Wagen angehalten hatte. Hörte nicht, wie die Türen sich öffneten. Seine ganze Welt hatte sich auf den sterbenden Hund in seinen Armen reduziert, auf das immer schwä-

cher werdende Heben und Senken ihres Brustkorbs, auf das leise, schmerzvolle Wimmern, das mit jedem Atemzug leiser wurde.

Ein letztes Zittern durchlief Roxys Körper. Ihre Augen, die ihn noch immer anschauten, wurden langsam stumpf. Ein letzter, zitternder Atemzug entwich ihr, dann wurde sie schlaff in seinen Armen.

»Roxy...?« Adrian rüttelte sanft an ihr, als könnte er sie aufwecken.

»Roxy, wach auf... bitte wach auf...«

Aber sie würde nicht mehr aufwachen.

Der Schmerz in seiner Brust war überwältigend, als hätte jemand ein Loch in seine Seele gerissen. Er beugte sich über seine tote Freundin und weinte hemmungslos, sein junger Körper erschüttert von Schluchzern, die aus der tiefsten Tiefe seiner Seele kamen.

Zeit verlor ihre Bedeutung. Er hätte Sekunden oder Stunden so dasitzen können. Dann drang eine Stimme durch den Nebel seines Schmerzes.

»Die Stoßstange ist verbeult. Und sieh dir den Lack an!«

Adrian blickte auf, das Gesicht tränenüberströmt und verzerrt vom Schmerz. Eine elegant gekleidete Frau in den Dreißigern stand neben dem Luxuswagen. Sie ignorierte den weinenden Jungen völlig und inspizierte stattdessen mit missbilligendem Blick die Front ihres Fahrzeugs, wo ein kleiner roter Fleck am Chrom sichtbar war.

»Dieser dämliche Köter hat einen erheblichen Schaden verursacht,« sagte sie mit kalter Stimme zu ihrem Chauffeur, der zumindest den Anstand hatte, betroffen zu wirken. »Das wird eine teure Reparatur.«

Etwas in Adrian erstarrte bei diesen Worten. Durch den Schleier seiner Tränen sah er zum ersten Mal wirklich die Frau an – ihr makellos geschminktes Gesicht, ihre teure Designerkleidung, die Diamantringe, die im Sonnenlicht funkelten.

»Sie ist tot,« sagte er mit brüchiger Stimme. »Meine Roxy ist tot.«

Die Frau warf ihm einen flüchtigen, genervten Blick zu, als wäre er nicht mehr als ein lästiges Insekt.

»Ihr hättet das Tier an der Leine halten müssen. Die Schuld liegt

ganz bei euch.« Sie wandte sich ab und zog ein Mobiltelefon aus ihrer Handtasche. »Jetzt werde ich zu spät zur Benefizgala kommen. Rufen Sie die Versicherung an, Heinrich. Und sorgen Sie dafür, dass das hier... aufgeräumt wird.«

Mit diesen Worten stieg sie wieder ins Auto, ohne einen weiteren Blick auf den Jungen oder den toten Hund zu werfen.

Der Chauffeur – Heinrich – zögerte. Für einen kurzen Moment trafen sich seine und Adrians Blicke. Mitgefühl flackerte in den Augen des älteren Mannes auf.

»Es tut mir leid, Junge,« sagte er leise und reichte Adrian eine Visitenkarte. »Ruf diese Nummer an, wenn du Hilfe brauchst.«

Dann stieg auch er ein und fuhr davon, den Luxuswagen vorsichtig um Adrian und Roxy herumlenkend.

Adrian starrte auf die davonfahrende schwarze Limousine. Durch das Rückfenster konnte er die Silhouette der Frau erkennen, die bereits wieder in ihr Telefon sprach, als wäre nichts geschehen.

Ein neues Gefühl stieg in ihm auf, vermischte sich mit dem Schmerz. Etwas Kaltes, Hartes. Später würde er es als Hass erkennen. In diesem Moment wusste er nur, dass er diese Frau niemals vergessen würde. Ihren gleichgültigen Blick. Ihre kalte Stimme. Die Art, wie sie den Wert eines Lebens gegen den Wert von Geld abgewogen und für zu leicht befunden hatte.

»Monika Weiß,« las er auf der Visitenkarte, die der Chauffeur ihm gegeben hatte. Der Name brannte sich in sein Gedächtnis.

Mit zitternden Händen strich er sanft über Roxys noch warmes Fell. Zum letzten Mal spürte er die weiche Textur unter seinen Fingerspitzen, zum letzten Mal berührte er die vertrauten alten Narben an ihren Ohren. Langsam hob er sie auf, überrascht von der plötzlichen Schwere seiner einst so lebendigen Freundin.

»Ich vergesse dich nicht« flüsterte er, während er sie behutsam trug, als könnte er ihr noch immer wehtun. »Und ich vergesse sie auch nicht. Das verspreche ich dir.«

Die untergehende Sonne warf lange Schatten, als der kleine Junge mit dem toten Hund in den Armen langsam nach Hause ging. Mit

jedem Schritt verhärtete sich etwas in seinem Inneren, ein Samen, der in den kommenden Jahren zu einer unbeugsamen Überzeugung heranwachsen würde: In einer Welt, in der Geld mehr wert war als Leben, konnte nichts gerecht sein.

Die Tyrannei der Festtagsperfektion

Das sanfte Klingeln von Kristallgläsern hallte durch das Esszimmer des Weiß'schen Anwesens, als Monika Fischer mit kritischem Blick den festlich gedeckten Tisch umrundete. Ihre manikürten Fingernägel glitten über das makellose Damastleinen, während sie jedes Detail auf ihrer mentalen Checkliste abglich.

»Nein, nein, das geht so nicht«, sagte sie und rückte einen Platzteiler um präzise fünf Millimeter nach links. »Die Symmetrie ist komplett gestört.«

Frau Weber, die Haushälterin, unterdrückte ein Seufzen und nickte gehorsam. Nach fünfundzwanzig Jahren Dienst für die Familie Weiß kannte sie Monikas alljährliche Weihnachtsneurosen zur Genüge. Die Tochter des Hauses hatte den Perfektionismus ihres Vaters geerbt, ohne jedoch dessen Wärme oder Substanz mitzunehmen.

Monika strich eine nicht existente Falte aus ihrem cremeweißen Kaschmirkleid. Ihr honigblondes Haar war in einer eleganten, aber nicht zu formellen Hochsteckfrisur arrangiert – aufwändig genug für den Anlass, aber nicht so, als hätte sie sich zu sehr bemüht. Ihre Diamantohrringe, ein Geschenk ihres Mannes Karsten zum fünfzehnten Hochzeitstag, fingen das warme Licht der Kerzen ein und warfen kleine Regenbogen an die vertäfelte Wand.

»Wo bleibt der Blumenschmuck für die Tischmitte? Ich habe ausdrücklich weiße Amaryllis mit Eukalyptus und Tannenzweigen bestellt.« Ihre Stimme war so kühl wie die Dezemberluft draußen, nur ohne deren Frische.

»Sie kommen gleich, Frau Fischer«, antwortete Frau Weber. »Martin vollendet gerade das Arrangement in der Küche.«

Monika warf einen Blick auf ihre schmale Cartier-Armbanduhr. »Es ist bereits nach fünf. Die ersten werden in weniger als einer halben Stunde eintreffen.« Ein missbilligender Unterton schwang in ihrer Stimme mit, als wäre das Verfehlen einer willkürlichen Deadline bereits ein persönlicher Affront.

Die Haushälterin nickte erneut und zog sich diskret in Richtung Küche zurück, froh, dem Gravitationsfeld von Monikas Missbilligung zu entkommen.

Allein im Raum, erlaubte Monika sich einen Moment der Schwäche und massierte kurz ihre Schläfen. Das grelle Licht des Kronleuchters reflektierte sich im polierten Silberbesteck und den Kristallgläsern, hypnotisch, aber auch irgendwie anstrengend. Die Perfektion dieses Anblicks beruhigte und erschöpfte sie zugleich. Wie jedes Jahr hatte sie wochenlang an den Details dieses Abends gefeilt: die perfekte Tischdekoration, die ideale Playlist mit dezenter klassischer Weihnachtsmusik, die strategische Sitzordnung, die potenzielle Konflikte minimieren sollte.

Besonders die Platzierung ihrer Tochter Sophia hatte ihr Kopfzerbrechen bereitet. Eigentlich sollte sie neben ihrem Großvater sitzen – Dieters offensichtliche Vorliebe für seine Enkelin war etwas, das Monika nie ganz verstanden, aber strategisch zu nutzen gelernt hatte. Aber dann war da die komplizierte Dynamik zwischen Sophia und ihrem Cousin Thomas...

»Frau Fischer?«

Monika fuhr leicht zusammen. Martin Berger, der Koch, stand in der Tür, ein beeindruckendes Blumenarrangement in Händen. Trotz seiner früheren Karriere als Sternekoch hatte er sich erstaunlich gut in die Rolle des Privatangestellten eingefügt.

»Endlich«, sagte sie und deutete auf die Mitte des Tisches. »Dort, und achten Sie auf die Ausrichtung. Die höchste Blüte muss exakt zur Stirnseite des Tisches zeigen, wo mein Vater sitzen wird.«

Martin setzte das Arrangement mit der Präzision eines Chirurgen ab. Seine Bewegungen waren ruhig und kontrolliert, sein Gesicht eine Maske professioneller Neutralität, die nur leicht um die Augen

herum verriet, dass auch er zu den vielen zählte, die Monika Fischer insgeheim »die Eiskönigin« nannten.

»Das Menü liegt im Zeitplan«, sagte er unaufgefordert. »Die Vor- speise ist fertig, die Gans ruht nach dem ersten Bratvorgang, und das Dessert kühlt im Weinkeller, genau wie besprochen.«

»Gut.« Monika nickte knapp. Gutes Essen war selbstverständlich, keine Auszeichnung wert. »Und der Champagner?«

»Im Eiskühler, Jahrgänge wie gewünscht, Temperatur optimal.«

»Die Servietten?«

»Frisch gebügelt und neu gefaltet, nachdem die erste Faltung nicht Ihren Ansprüchen genügte.«

Ein fast unmerkliches Zucken huschte über Monikas Gesicht. War da ein Hauch von Sarkasmus in seiner Stimme? Sie entschied, es zu ignorieren.

»Sie können dann gehen. Ich rufe, wenn wir Sie brauchen.«

Martin verneigte sich leicht und zog sich zurück, während Monika weiter den Raum inspizierte.

Die sanften Töne von »Stille Nacht« drangen gedämpft aus den diskreten Lautsprechern an den Wänden. Der Duft von Tannenzweigen vermischte sich mit dem Aroma von teurem Bienenwachs der handgezogenen Kerzen. Durch die hohen Fenster konnte man sehen, wie einzelne Schneeflocken zu fallen begannen und sich auf der Terrasse sammelten – eine perfekte weiße Weihnacht, wie bestellt.

Das Esszimmer mit seiner dezenten Vertäfelung und den sorgsam ausgewählten Familienporträts strahlte genau die richtige Mischung aus Tradition, Wohlstand und Understatement aus, die das Markenzeichen des Hauses Weiß war. Nicht protzig, nein – dafür war ihr Vater zu klug. Aber jedes Detail schrie für den, der die Sprache zu lesen verstand: Hier leben Menschen, die es sich leisten können, das Beste zu wählen, ohne jemals über den Preis nachdenken zu müssen.

Ein verirrtes Stück Tannennadel auf dem Boden erregte ihre Aufmerksamkeit. Mit spitzen Fingern hob sie es auf und warf es in

den Kamin, wo es mit einem kurzen Aufflackern verschwand.

Das leise Geräusch von Schritten ließ sie sich umdrehen. Karsten stand in der Tür, tadellos gekleidet in einem anthrazitfarbenen Anzug, der seine hohe, schlanke Gestalt betonte. Sein Gesicht zeigte die charakteristische Mischung aus Präzision und emotionaler Distanz, die Monika gleichzeitig faszinierte und irritierte.

»Das Arrangement ist gelungen«, bemerkte er in seinem klinisch-präzisen Tonfall, während sein Blick analytisch über den Tisch glitt. »Die symmetrische Anordnung der Gedecke entspricht exakt dem goldenen Schnitt. Beabsichtigt?«

Monika lächelte dünn. Dies war das höchste Kompliment, das Karsten zu machen fähig war – die Anerkennung mathematischer Perfektion.

»Natürlich beabsichtigt«, antwortete sie. »Ich überlasse nichts dem Zufall.«

Karsten trat näher, justierte ein Weinglas um genau drei Millimeter – eine Kleinigkeit, die nur seinem geschulten Auge für absolute Präzision auffallen konnte.

»Deine Mutter rief an«, sagte er beiläufig, während er mit den Fingerspitzen über die glatte Tischkante fuhr. »Sie wollten wissen, ob wir besondere Vorkehrungen für Thomas getroffen haben.«

Monika versteifte sich leicht. »Was hast du ihr gesagt?«

»Die Wahrheit. Dass wir ihn neben Michael platziert haben, weit weg von deinem Vater, um ideologische Debatten zu minimieren.«

»Gut.« Sie seufzte leicht. »Der letzte Weihnachtsstreit zwischen Thomas und Vater hat zwei Stunden gedauert und mit zerbrochenen Brandygläsern geendet.«

»Drei Stunden und siebzehn Minuten«, korrigierte Karsten automatisch. »Und es war ein Cognacschwenker aus Baccarat-Kristall, Jahrgang 1987. Dein Vater hat ihn in seiner Erregung zerdrückt, nicht zerbrochen.«

Monika schüttelte leicht den Kopf. Manchmal fragte sie sich, wie es wäre, nicht mit einem wandelnden Datenrekorder verheiratet zu sein. Jemand, der Emotionen fühlte, statt sie nur zu katalogisieren.

Aber nach zwanzig Jahren Ehe hatte sie sich an Karstens Art gewöhnt, sie sogar schätzen gelernt. Seine emotionale Distanz bedeutete auch Stabilität, Berechenbarkeit. Keine unangenehmen Überraschungen.

»Ich habe die Sitzordnung mehrfach überarbeitet«, sagte sie, während sie ein imaginäres Staubkorn von der Tischdecke wischte. »Besonders die Platzierung unserer Tochter hat mir Kopfzerbrechen bereitet. Einerseits würde Vater sie gerne neben sich haben, andererseits...«

»Du machst dir zu viele Gedanken«, unterbrach Karsten sie mit einem Anflug von Ungeduld. »Sophia ist eine erwachsene Frau, kein Schachbrett-Bauer, den du strategisch platzieren musst.«

Seine Worte trafen Monika härter, als sie zugeben wollte. »Es geht nicht um Strategie«, verteidigte sie sich. »Es geht um Harmonie.«

»Nein«, sagte Karsten kühl, »es geht um Kontrolle. Wie immer.«

Ein kurzes, unangenehmes Schweigen entstand zwischen ihnen. Die wohltemperierte Weihnachtsmusik im Hintergrund wirkte plötzlich wie ein zynischer Kommentar zu ihrer Konversation.

»Deine neueste Studie«, sagte Monika schließlich, das Thema wechselnd. »Die über Entscheidungsprozesse unter Stress. War sie erfolgreich?«

Karstens Augen leuchteten kurz auf – das einzige Anzeichen von Leidenschaft, das er je zeigte, reserviert für seine wissenschaftliche Arbeit.

»Außerordentlich. Wir konnten nachweisen, dass der präfrontale Kortex unter akutem Stress signifikant andere Verarbeitungsmuster zeigt als bisher angenommen. Die Implikationen für das Verständnis von Entscheidungsfindung in Krisensituationen sind beträchtlich.«

»Faszinierend«, sagte Monika automatisch, obwohl sein Fachjargon an ihr abprallte wie Regen an einer Fensterscheibe. Sie fragte sich, ob er jemals bemerkt hatte, dass sie seine Forschung nicht wirklich verstand – oder ob es ihn überhaupt kümmern würde.

Karsten trat ans Fenster und betrachtete den fallenden Schnee mit wissenschaftlichem Interesse. »Die Flockenbildung ist heute

Abend besonders ausgeprägt. Perfekte hexagonale Strukturen, wenn mich meine Augen nicht täuschen.«

»Sogar der Schnee muss deinen Standards entsprechen«, bemerkte Monika mit einem Anflug von Bitterkeit.

Karsten drehte sich zu ihr um, seine Stirn leicht gerunzelt. »War das Sarkasmus? Du weißt, dass ich Schwierigkeiten habe, Tonfall zu interpretieren.«

Monika seufzte innerlich. Es war sinnlos, mit Karsten über emotionale Nuancen zu diskutieren. Sein Gehirn war einfach nicht darauf programmiert.

»Nein«, log sie. »Nur eine Beobachtung.«

Sie trat zu ihm ans Fenster, betrachtete die verschneite Landschaft. Für einen Moment standen sie schweigend nebeneinander – zwei perfekte, makellose Figuren hinter Glas, wie in einer teuren Schneekugel.

»Sophia wird spät dran sein«, sagte Karsten plötzlich. »Ihr letzter Text deutete auf Verzögerungen bei der Arbeit hin.«

»An Heiligabend?« Monika runzelte die Stirn. »Welche Art von Firma lässt ihre Mitarbeiter am 24. Dezember arbeiten?«

»Eine, die internationale Kunden hat«, erwiderte Karsten sachlich. »In Japan ist heute ein normaler Arbeitstag.«

»Sie sollte ihre Prioritäten überdenken«, murmelte Monika.

Karsten sah sie mit einem seiner seltenen direkten Blicke an. »Vielleicht hat sie das bereits getan. Und vielleicht sind ihre Prioritäten einfach andere als deine.«

Bevor Monika antworten konnte, meldete sich die Standuhr im Foyer mit ihrem sanften Gongschlag. Sechs Uhr. Die ersten Gäste würden in weniger als dreißig Minuten eintreffen.

»Ich sollte mich umziehen«, sagte Karsten, sein Ton wieder neutral und distanziert. »Die Manschettenknöpfe, die du ausgesucht hast, liegen bereit?«

»Auf der Kommode, neben deiner Uhr«, bestätigte Monika automatisch.

Er nickte knapp und verließ den Raum mit gemessenen Schritten,

seine Haltung perfekt aufrecht, sein Gang präzise wie ein Uhrwerk.

Monika blieb allein zurück, umgeben von der makellosen Bühne, die sie für das Familientreffen geschaffen hatte. Sie ging zum Fenster und betrachtete die zunehmend dicker fallenden Schneeflocken. Der Garten mit seinen klaren geometrischen Formen verschwand langsam unter einer perfekten weißen Decke. So sollte es sein: rein, geordnet, kontrolliert. Wie das Leben selbst.

Mit einem letzten prüfenden Blick durch den Raum vergewisserte sie sich, dass jedes Detail stimmte. Alles war perfekt, genau wie sie es wollte. Niemand würde je vermuten, dass hinter dieser makellosen Fassade etwas anderes stecken könnte als das Idealbild einer erfolgreichen Familie.

Genau so, wie es sein sollte.

Mit einem zufriedenen Nicken glättete sie ihr Kleid ein letztes Mal und setzte ihr soziales Lächeln auf – jene sorgfältig kalibrierte Mischung aus Wärme und Reserviertheit, die sie über Jahre perfektioniert hatte. Die Maske einer Frau, die alles hatte, was man sich wünschen konnte.

Wer würde schon hinter diese Fassade blicken wollen?

Punsch und Ideologie

Die Bibliothek im Erdgeschoss des Weiß'schen Anwesens war ein Rückzugsort der besonderen Art. Anders als die repräsentativen Räume des Hauses, die makellos, aber irgendwie steril wirkten, hatte dieser Raum eine Seele. Die maßgefertigten Eichenregale bargen eine beeindruckende Sammlung von Literatur – wirtschaftswissenschaftliche Standardwerke neben philosophischen Abhandlungen, historische Analysen neben zeitgenössischen Debatten.

Dieter Weiß stand vor dem bodentiefen Fenster, ein Kristallglas mit Whisky in der Hand. Sein silberweißes Haar leuchtete im warmen Licht der Leselampen, seine aufrechte Haltung verriet nichts von seinen 74 Jahren. Er trug einen dezenten, aber perfekt sitzenden

dunkelgrauen Anzug mit einer weinroten Krawatte – festlich, aber nicht übertrieben.

»Ein besseres Beispiel für die Effizienz freier Märkte als die deutsche Nachkriegsgeschichte wirst du kaum finden«, sagte er und nahm einen bedächtigen Schluck seines Single Malts. »Aus Trümmern zu einem der wirtschaftsstärksten Länder der Welt – in einer einzigen Generation.«

Sein Enkel Thomas Brandt saß im Ledersessel gegenüber, die langen Beine lässig übereinandergeschlagen. Mit seinen 26 Jahren bildete er einen auffälligen Kontrast zu seinem Großvater – seine Kleidung war von höchster Qualität, aber bewusst unkonventionell: ein burgunderroter Kaschmirpullover über einem weißen Hemd, dunkle Jeans und handgefertigte Lederschuhe, die nie einen Schuhkarton von der Stange gesehen hatten.

»Das Wirtschaftswunder«, erwiderte Thomas, während er die bernsteinfarbene Flüssigkeit in seinem eigenen Glas betrachtete, »war kein Kind des ungezügelten Kapitalismus, Großvater. Es war das Ergebnis einer sozialen Marktwirtschaft mit starker staatlicher Lenkung, hohen Spitzensteuersätzen und einer Gewerkschaftsmacht, von der wir heute nur träumen können.«

Dieter schmunzelte, ein Ausdruck, der die Falten um seine hellblauen Augen vertiefte. »Da spricht der Doktorand der Humboldt-Universität. Immer noch bei deinem marxistischen Professor?«

»Professor Wegner ist keine Marxistin, sie ist eine kritische Ökonomin. Ein Unterschied, den deine Generation oft nicht wahrhaben will.«

Der alte Mann trat an seinen imposanten Schreibtisch und strich mit einer Hand über das glatte Eichenholz. Ein Erbstück aus dem alten Lebensmittelladen seines Vaters, das einzige, was er aus den Anfangstagen seines Imperiums bewahrt hatte. Thomas beobachtete die Geste – er kannte ihre Bedeutung, wusste, dass sein Großvater in solchen Momenten an seine eigenen bescheidenen Anfänge dachte.

»Die Wirtschaft ist kein Nullsummenspiel, Thomas«, sagte Dieter

nach einer kurzen Pause. »Der Wohlstand, den wir geschaffen haben, kommt allen zugute. Jeder Mensch profitiert davon.«

Thomas erhob sich aus dem Sessel, eine fließende, energiegelade Bewegung. »Kommt er das wirklich?« Er deutete durch das Fenster auf die verschneite Landschaft draußen. »Während wir hier in unserem Elfenbeinturm sitzen, arbeiten Menschen für Löhne, von denen sie nicht leben können. Frag mal deine Lagerarbeiter, wie viel vom Wohlstand bei ihnen ankommt.«

Ein Schatten huschte über Dieters Gesicht. »Ich zahle bessere Löhne als jeder meiner Konkurrenten.«

»Aber immer noch weniger, als du könntest. Immer noch weniger, als für ein anständiges Leben nötig wäre.«

»Anständigkeit ist ein dehnbarer Begriff«, entgegnete Dieter und stellte sein Glas auf den Schreibtisch. Das sanfte Klicken des Kristalls auf dem Holz hallte im Raum wider. »Wenn ich mehr zahle, als der Markt verlangt, setze ich die Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens aufs Spiel. Tausende Arbeitsplätze hängen davon ab.«

Thomas lachte kurz auf, ein Laut ohne echte Heiterkeit. »Der heilige Markt. Immer wieder dieselbe Ausrede.«

»Es ist keine Ausrede, sondern wirtschaftliche Realität.«

»Es ist eine selbsterfüllende Prophezeiung.« Thomas trat näher an seinen Großvater heran, die Augen funkelnd vor Intensität. »Ihr schafft eine Welt, in der Gier belohnt und Mitgefühl bestraft wird, und wundert euch dann, wenn Menschen sich entsprechend verhalten.«

Dieter seufzte. Diese Diskussionen mit seinem Enkel faszinierten und erschöpften ihn zugleich. Thomas war brillant, davon war er überzeugt, aber so verblendet von seinen idealistischen Theorien.

»Lass uns nicht streiten«, sagte er versöhnlich. »Es ist Weihnachten.«

Thomas öffnete den Mund, als wollte er widersprechen, schloss ihn dann aber wieder. Er nickte langsam. »Du hast recht. Lass uns einen Waffenstillstand schließen.« Er trat zum Barwagen in der Ecke des Raumes. »Ich mache uns einen Punsch. Eine Familientra-

dition sollten wir wenigstens ehren.«

Dieter beobachtete, wie sein Enkel mit geübten Bewegungen die silberne Kanne öffnete und den Duft des würzigen Getränks prüfte. Hinter Thomas' Rücken holte er tief Luft. Diese ideologischen Grabenkämpfe mit seinem Enkel wurden von Jahr zu Jahr intensiver. Manchmal fragte er sich, ob er diesen brillanten jungen Mann verloren hatte, ohne es zu bemerken.

»Weißt du«, sagte Dieter, während Thomas sich am Punsch zu schaffen machte, »als ich in deinem Alter war, dachte ich auch, ich könnte die Welt verändern.«

Thomas lächelte über die Schulter. »Und dann hast du beschlossen, dich mit ihr zu arrangieren?«

»Ich habe beschlossen, sie zu verbessern, statt sie umzustürzen.« Dieter trat ans Bücherregal und zog einen schweren Band heraus. »Verbesserungen brauchen Zeit, Thomas. Revolution zerstört oft mehr, als sie schafft.«

Thomas hatte sich wieder dem Punsch zugewandt. Seine Rückenmuskulatur spannte sich leicht an, als er mit einer unauffälligen Bewegung ein kleines Fläschchen aus der Innentasche seines Pull-overs gleiten ließ und den Inhalt in die dampfende Flüssigkeit träufelte. Sein Puls beschleunigte sich, doch seine Hände blieben ruhig – Jahre des Aktivismus hatten ihn gelehrt, auch unter Stress präzise zu arbeiten.

»Ich denke, wir haben nicht mehr viel Zeit für langsame Verbesserungen«, sagte er, während er den Punsch umrührte und das Fläschchen wieder verschwinden ließ. »Der Klimawandel, soziale Ungleichheit, die Aushöhlung demokratischer Strukturen durch wirtschaftliche Macht – das sind keine Probleme, die auf behutsame Reform warten können.«

»Und deine Alternative ist?« Dieter schaute seinen Enkel herausfordernd an.

Thomas drehte sich um, zwei dampfende Becher in den Händen. »Eine grundlegende Neuordnung des Systems. Eine Wirtschaft, die dem Menschen dient, nicht umgekehrt.«

»Klingt verdächtig nach den Parolen, die ich in meiner Jugend schon gehört habe.« Dieter nahm einen der Becher entgegen. Der Duft von Zimt, Kardamom und Orangenschalen stieg ihm in die Nase, vermischt mit dem charakteristischen Aroma des Rum, der seit Generationen nach einem Familienrezept in den Punsch kam.

»Manche Wahrheiten bleiben relevant, Großvater.« Thomas prostete ihm zu und nahm einen kleinen Schluck, darauf achtend, nur seine Lippen zu benetzen, ohne tatsächlich zu trinken.

Dieter tat es ihm nach und nahm einen tiefen Zug des heißen Getränks. »Nicht schlecht«, sagte er anerkennend. »Du hast ein gutes Händchen für die Familienrezeptur.«

»Von dir gelernt.« Thomas setzte sich wieder, beobachtete seinen Großvater aus dem Augenwinkel. Das Beruhigungsmittel würde bald wirken – nicht stark genug, um Verdacht zu erregen, aber ausreichend, um die Reflexe und das kritische Denken zu dämpfen.

»Vielleicht sollten wir uns mehr auf das konzentrieren, was uns verbindet, statt auf das, was uns trennt«, sagte Dieter nach einer Weile, den Becher in beiden Händen haltend, die Wärme genießend.

»Und was wäre das?« Thomas' Stimme klang wirklich interessiert.

»Familie. Tradition. Der Wunsch, etwas zu schaffen, das Bestand hat.«

Thomas schüttelte leicht den Kopf. »Du reduzierst alles auf das Persönliche, Großvater. Aber die Probleme sind strukturell.«

»Das Leben ist persönlich, Thomas. Strukturen sind Abstraktionen, die wir schaffen, um das Persönliche zu organisieren.«

»Eine bequeme Philosophie für jemanden, der von den bestehenden Strukturen profitiert.«

Dieters Gesicht verhärtete sich leicht. »Du vergisst, dass ich diese ›bestehenden Strukturen‹ mit eigenen Händen aufgebaut habe. Aus dem Nichts.«

»Mit eigenen Händen?« Thomas lachte kurz. »Und mit der Arbeit von tausenden Angestellten, die einen Bruchteil des Wertes erhalten, den sie schaffen.«

Eine Ader an Dieters Schläfe begann zu pochen. »Du sitzt hier in deiner teuren Kleidung, studierst an einer Elite-Universität, finanziert von meinem Geld, und hast die Dreistigkeit, mir Vorträge über Ausbeutung zu halten?«

»Ich leugne meine Privilegien nicht«, erwiderte Thomas ruhig. »Im Gegenteil – ich bin mir ihrer schmerzhaft bewusst. Aber im Gegensatz zu dir sehe ich sie als Verpflichtung, nicht als Bestätigung.«

Dieter knallte seinen Becher auf den Tisch. Eine kleine Menge Punsch schwappte über und hinterließ einen dunklen Fleck auf dem polierten Holz. »Du glaubst also, moralisch überlegen zu sein? Mit deinen einundzwanzig Jahren und null Lebenserfahrung außerhalb des akademischen Elfenbeinturms?«

»Sechszwanzig«, korrigierte Thomas automatisch. »Und du weißt nichts über meine Erfahrungen außerhalb der Universität.«

»Ich weiß, dass du nie eine Lohnabrechnung unterschreiben musstest! Nie eine schlaflose Nacht hattest, weil von deinen Entscheidungen Arbeitsplätze abhingen!«

Thomas erhob sich, ein kaltes Funkeln in seinen Augen. »Und ich weiß, dass du nie einen Tag deines Lebens hungrig zu Bett gehen musstest. Nie die Demütigung erleben musstest, trotz Vollzeitarbeit nicht über die Runden zu kommen.«

»Das reicht jetzt!« Dieters Stimme hallte durch den Raum. Er stellte seinen Becher ab und trat auf Thomas zu, die Augen vor Zorn verengt. »Ich lasse mir von meinem eigenen Enkel nicht vorwerfen, privilegiert geboren zu sein! Ich weiß nicht, was dieser marxistische Professor dir in den Kopf gesetzt hat, aber ich erkenne dich kaum wieder!«

Thomas trat nicht zurück, obwohl Dieters imposante Gestalt nun direkt vor ihm stand. »Vielleicht erkennst du mich zum ersten Mal, wie ich wirklich bin«, sagte er leise, aber deutlich.

Die Tür zur Bibliothek öffnete sich, und Hannelore Weiß erschien im Türrahmen, elegant in einem dunkelgrünen Samtkleid, das ihre noch immer schlanke Figur betonte. Ihr silbergraues Haar war in

einer klassischen Frisur arrangiert, ihre Haltung aufrecht und würdevoll.

»Was ist hier los?« fragte sie, ihr Blick wanderte von ihrem Mann zu ihrem Enkel. »Man kann euch bis ins Esszimmer hören.«

Dieter trat einen Schritt zurück, rieb sich die Stirn. »Nichts, Liebste. Nur eine... lebhafte Diskussion.«

»Über Politik«, ergänzte Thomas mit einem schmalen Lächeln. »Großvater und ich haben unterschiedliche Ansichten über soziale Gerechtigkeit.«

Hannelore seufzte. »Muss das ausgerechnet heute sein? Monika hat sich solche Mühe gegeben, alles perfekt zu gestalten.«

»Du hast recht«, sagte Dieter und versuchte, seine Stimme zu kontrollieren, obwohl Thomas bemerkte, wie schwer ihm das fiel. »Es ist Weihnachten. Wir sollten uns zusammenreißen.«

Thomas nickte langsam. »Entschuldige, Großmutter. Du hast natürlich recht.«

Hannelore lächelte, doch die Anspannung wich nicht ganz aus ihrem Gesicht. »Das Essen ist fast fertig. Kommt ihr?«

»Natürlich«, antwortete Dieter. »Wir kommen sofort.«

Als Hannelore den Raum verließ, herrschte für einen Moment tiefe Stille zwischen Großvater und Enkel. Dieter griff nach seinem Punschbecher und leerte ihn mit einem Zug.

»Ein Waffenstillstand für heute Abend«, sagte er schließlich, seine Stimme heiser. »Deiner Großmutter zuliebe.«

Thomas deutete eine Verbeugung an. »Wie du wünschst.«

Als sie gemeinsam den Raum verließen, bemerkte Thomas, dass Dieters Gang bereits leicht unsicher wirkte, seine Bewegungen minimal verlangsamt. Das Mittel begann zu wirken. Ein Gefühl kühler Befriedigung stieg in ihm auf, gepaart mit einem Stich von Schuld, den er sofort unterdrückte.

Der Countdown hatte begonnen. In wenigen Stunden würde nichts mehr sein wie zuvor – weder für seine Familie noch für ihn selbst. Die Brücken, die er heute Abend einreißen würde, ließen sich nie wieder aufbauen. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer seltsa-

men Mischung aus Trauer und Entschlossenheit.

Im Flur blieb Thomas kurz stehen, holte tief Luft und setzte dann sein Gesicht in eine Maske kontrollierter Neutralität. Er hatte seine Rolle zu spielen, und zwar perfekt. Zu viel stand auf dem Spiel.

Die Fremde unterm Christbaum

Die Eingangshalle des Weiß'schen Anwesens strahlte im warmen Licht unzähliger Kerzen und dezent platzierter Wandleuchten. Der imposante Weihnachtsbaum, der vom Foyer bis zur oberen Etage reichte, glitzerte mit handgefertigtem Schmuck – jedes Stück eine Rarität, jedes mit einer eigenen Geschichte. Die Luft war erfüllt vom Duft frischer Tannenzweige und kostbarer Duftstäbchen, die Hannele jedes Jahr speziell aus Südfrankreich importieren ließ.

Sophia Fischer stieg aus dem Taxi und stellte ihren kleinen Koffer auf den frisch gefegten Weg. Der Schnee fiel jetzt in dichten Flocken, ließ sich auf ihrem dunklen Haar nieder und schmolz sofort. Sie bezahlte den Fahrer, der mit einem respektvollen Nicken davonfuhr – die Weiß-Villa hatte selbst auf Fremde eine einschüchternde Wirkung.

Für einen Moment stand sie regungslos in der Winternacht und betrachtete das hell erleuchtete Anwesen vor ihr. Es war imposant, aber nicht protzig – genau wie ihr Großvater. Die Architektur war klassisch, mit klaren Linien und wohl durchdachten Proportionen. Luxus, der sich nicht aufdrängte, sondern sich selbstbewusst zurückhielt.

Sophia atmete tief durch, spürte den kalten Dezemberwind auf ihrem Gesicht. Trotz der Hektik des Tages und der langen Anreise fühlte sie eine warme Vorfreude in sich aufsteigen. Wie kompliziert ihre Familienbeziehungen auch manchmal sein mochten, Weihnachten im Kreis der Familie hatte immer etwas Besonderes.

Mit leichten Schritten ging sie auf die Eingangstür zu. Bevor sie klingeln konnte, öffnete sich die schwere Eichentür, als hätte jemand

auf sie gewartet.

»Fräulein Sophia,« begrüßte sie Joachim Weber mit einem warmen Lächeln. Der Sicherheitsbeauftragte war ihr trotz seiner strengen Erscheinung immer wohlgesonnen gewesen. »Schön, dass Sie es geschafft haben. Ihre Familie wartet bereits.«

»Joachim,« erwiderte Sophia mit einem strahlenden Lächeln und trat ein. Die angenehme Wärme des Hauses umfing sie sofort. »Wie geht es Margarete? Hat sie sich von ihrer Erkältung erholt?«

Weber wirkte überrascht, dass sie sich an die Krankheit seiner Frau erinnerte. »Ja, danke der Nachfrage. Es geht ihr deutlich besser.«

»Wie schön! Bitte richten Sie ihr meine Grüße aus.« Sophias Lächeln war aufrichtig. Im Gegensatz zu manchen anderen Familienmitgliedern sah sie im Hauspersonal nicht bloß Angestellte, sondern Menschen mit eigenen Leben und Geschichten.

Sophia streifte ihren schwarzen Mantel ab und reichte ihn Weber, der ihn sorgfältig an der Garderobe aufhängte. Im Vergleich zu den festlichen Outfits, die ihre Mutter zweifellos für alle anderen ausgesucht hatte, war ihre eigene Kleidung schlicht: eine schmal geschnittene schwarze Hose und eine dunkelgrüne Seidenbluse, die durch einen dezenten Schmuck an ihrem Hals aufgewertet wurde – eine einzelne, perfekt kultivierte schwarze Perle an einer platiniierten Kette. Am Handgelenk trug sie eine matte schwarze Smartwatch eigener Programmierung, und an ihrer rechten Hand glänzte dezent ein schlichter Silberring mit eingravierten Binärzahlen.

»Ihre Mutter hat nach Ihnen gefragt,« sagte Weber, während er Sophias Koffer entgegennahm. »Soll ich ihn nach oben bringen?«

»Bitte, ja.« Sophia schenkte ihm ein weiteres Lächeln. »Und Joachim, machen Sie nicht zu lange heute Abend, ja? Auch Sie sollten Zeit mit Ihrer Familie verbringen können.«

Weber nickte dankbar. Diese Rücksichtnahme war typisch für die junge Frau, die er hatte aufwachsen sehen.

Als sie durch das Foyer schritt, spiegelte sich ihr Gesicht in einem der großen, antiken Spiegel wider. Sie betrachtete sich kurz – das

ebenmäßige Gesicht mit den hohen Wangenknochen, die kühlen, blauen Augen, die sie von der Weiß-Familie geerbt hatte, und das aschblonde Haar, das sie kurz geschnitten trug, was ihrem schmalen Gesicht eine klare, fast strenge Kontur verlieh. Sie lächelte ihrem Spiegelbild zu und strich eine verirrte Strähne zurück. Ihre Bewegungen waren präzise und ökonomisch, als würde sie stets Energie sparen für wichtigere Dinge als körperliche Expressivität.

Stimmen drangen aus dem Esszimmer zu ihr herüber. Die künstlich fröhliche Stimme ihrer Mutter, das höfliche Geplänkel ihrer Tante Julia. Sophia nahm einen tiefen Atemzug, spürte wie die wohlvertrauten Weihnachtsdüfte – Tannennadeln, Gewürze, Kerzenwachs – Erinnerungen an glücklichere Kindertage wachriefen.

Als sie den Salon betrat, verstummten die Gespräche für einen Moment. Alle Augen richteten sich auf sie.

»Da ist sie ja endlich,« sagte Monika mit einem Lächeln, das nicht ihre Augen erreichte. »Wir dachten schon, du kommst gar nicht mehr.«

»Entschuldigt die Verspätung,« erwiderte Sophia herzlich. »Der Verkehr war chaotisch, und im Büro gab es noch einen kleinen Notfall zu lösen. Aber jetzt bin ich hier und freue mich auf einen wunderbaren Abend mit euch allen.«

»Am Heiligabend?« fragte Michael Brandt, Thomas' Vater, mit leicht hochgezogenen Augenbrauen. »Welche Art von Firma lässt ihre Mitarbeiter am 24. Dezember arbeiten?«

»Die Art, die internationale Kunden hat, Onkel Michael,« antwortete Sophia mit einem gutmütigen Lachen. »In Japan ist heute ein normaler Arbeitstag. Aber keine Sorge, ich habe meinem Team für den Rest der Woche freigegeben – mit Bonuszahlung.«

Sie ging zu ihrer Großmutter Hannelore und umarmte sie innig. »Großmutter, du siehst wunderbar aus. Ist das ein neues Kleid?«

Hannelore erwiderte die Umarmung mit echter Zuneigung. »Ja, deine Mutter hat mich zum Einkaufen mitgenommen. Du kennst ja ihren Geschmack.«

Sophia trat zu ihrer Mutter und gab ihr einen warmen Wangen-

kuss. »Es ist wirklich schön, Mutter. Du hast ein unfehlbares Auge für Eleganz.«

Monika schien überrascht von dem ungezwungenen Kompliment ihrer Tochter, ihre Augen wurden für einen Moment weicher.

Sophia begrüßte ihren Vater Karsten mit einer behutsamen Umarmung, die er mit seiner typischen zurückhaltenden Art erwiderte, aber sein kurzes Lächeln verriet, dass er sich über ihre Anwesenheit freute. Dann wandte sie sich ihrer Tante Julia und Onkel Michael zu, die sie mit herzlicher Wärme begrüßte.

»Wo ist Großvater?« fragte sie, als sie bemerkte, dass er nicht anwesend war.

»In der Bibliothek mit Thomas«, antwortete Hannelore. »Sie führen eine ihrer... lebhaften Diskussionen.«

»Politik?« fragte Sophia mit einem verständnisvollen Lächeln.

»Was sonst?« seufzte ihre Großmutter.

In diesem Moment betraten Dieter und Thomas den Raum. Thomas' Gesicht erhellte sich, als er Sophia entdeckte. Mit wenigen Schritten war er bei ihr und umarmte sie herzlich.

»Du hast es also doch geschafft,« sagte er, während er sie auf Armeshöhe von sich hielt und musterte. »Hattest du viel Arbeit?«

»Der übliche Jahresendstress,« erwiderte sie fröhlich. »Aber jetzt bin ich hier, und das ist alles, was zählt.«

Sophia ging zu ihrem Großvater, der ihr mit ausgebreiteten Armen entgegenkam. »Meine kluge Enkelin,« sagte er mit unverhohlener Zuneigung und umarmte sie fest. Sophia erwiderte die Umarmung innig, spürte die Wärme seines Körpers, noch das vertraute Rasierwasser.

»Großvater,« sagte sie leise. »Du siehst gut aus.«

»Und du siehst aus, als würdest du zu wenig schlafen,« erwiderte er mit einem prüfenden Blick. »Diese Startup-Welt verlangt zu viel von dir.«

Sophia lachte herzlich. »Es ist keine Startup-Welt mehr, Großvater. Die Firma ist etabliert. Und ich liebe, was ich tue.«

Dieter nickte, ein Anflug von Stolz in seinen Augen. Er hatte nie

ganz verstanden, warum seine brillante Enkelin sich für eine Karriere in der Technologiebranche entschieden hatte, statt ins Familienunternehmen einzusteigen, aber er respektierte ihren Erfolg. In seinen Augen war sie die wahre Erbin seines Unternehmergeistes.

»Jetzt sind wir endlich vollständig,« verkündete Monika mit einem gezwungenen Lächeln. »Wir können mit dem Aperitif beginnen.«

Thomas wandte sich ab und ging zu einem Beistelltisch, auf dem eine silberne Kanne mit dampfendem Punsch stand. »Wer möchte?« fragte er in die Runde.

»Ich denke, wir alle,« antwortete Dieter und nahm einen der ersten gefüllten Becher entgegen.

Thomas füllte kunstvolle Kristallbecher mit dem duftenden Getränk und reichte sie herum. Als er bei Sophia ankam, hielt er ihr einen Becher entgegen.

»Für dich auch?«

Sophia schüttelte den Kopf. »Danke, nein. Ich trinke seit drei Jahren keinen Alkohol mehr.«

»Gar keinen?« fragte Julia erstaunt. »Auch nicht zu Weihnachten?«

»Gar keinen,« bestätigte Sophia mit einem offenen Lächeln. »Ich habe gemerkt, dass es mir besser geht ohne. Mehr Energie, besserer Schlaf – und keine Kopfschmerzen am nächsten Morgen.«

»Wie langweilig,« kommentierte Monika. »Als nächstes wirst du uns erzählen, dass du Veganerin geworden bist.«

»Nein, Mutter,« erwiderte Sophia gutmütig. »Ich freue mich schon viel zu sehr auf Martins Weihnachtsgans. Obwohl ich zugeben muss, dass ich unter der Woche tatsächlich überwiegend pflanzlich esse.«

»Ich respektiere das,« sagte Dieter und hob seinen Becher. »Auf Selbstdisziplin und klare Entscheidungen. Das sind Qualitäten, die ich an dir schätze, Sophia.«

Die Familie stieß an, alle außer Sophia mit dem würzigen Punsch, sie selbst mit einem Glas Mineralwasser, das Frau Weber ihr diskret

gereicht hatte.

Sophia genoss die familiäre Atmosphäre, so künstlich sie manchmal auch wirken mochte. Sie nahm an den Gesprächen teil, hörte aufmerksam zu, wenn andere sprachen, und teilte bereitwillig Geschichten aus ihrem eigenen Leben. Ihre Anekdoten über skurrile Kundenwünsche und die Herausforderungen der IT-Sicherheit lockerten die Stimmung auf, und selbst ihr Vater, der selten lachte, schmunzelte bei ihrer lebendigen Beschreibung eines besonders technikfeindlichen Vorstandsvorsitzenden.

»Sophia, Liebes,« sagte Hannelore plötzlich, »du hast uns gar nicht erzählt, wie es in deinem neuen Apartment ist. Gefällt es dir in Mitte?«

Sophia wandte sich ihrer Großmutter zu, die sie mit echtem Interesse anschaute. Von allen Familienmitgliedern war Hannelore vielleicht die Einzige, deren Zuneigung vollkommen ungekünstelt war. Diese Erkenntnis erfüllte Sophia mit Wärme.

»Es ist perfekt,« antwortete sie mit einem Lächeln, das ihre Augen zum Leuchten brachte. »Klein, aber sehr effizient gestaltet. Die Lage ist ideal für meine Arbeit, und ich habe endlich genug Platz für meine Büchersammlung. Du musst unbedingt vorbeikommen, wenn du das nächste Mal in Berlin bist.«

»Das würde mir gefallen,« sagte Hannelore und drückte sanft Sophias Hand.

Sophia verstummte, als sich die Tür zum Esszimmer öffnete und Frau Weber hereintrat.

»Entschuldigen Sie die Störung,« sagte die Haushälterin mit einer leichten Verbeugung. »Das Dinner ist angerichtet. Wir können servieren, wann immer Sie bereit sind.«

»Ausgezeichnet,« erwiderte Monika. »Wir kommen sofort.«

Die Familie begann, sich langsam in Richtung des großen Speise-saals zu bewegen. Sophia blieb kurz zurück, um ihr Wasser auszu-trinken. Thomas gesellte sich zu ihr.

»Schön, dass du es geschafft hast,« sagte er lächelnd. »Weih-nachten wäre nicht dasselbe ohne dich.«

»Für mich auch nicht,« erwiderte sie aufrichtig. »Trotz aller Komplikationen... ist und bleibt es Familie.«

Thomas nickte verstehend. »Der Schnee nimmt zu. Könnte ein Problem für die Heimreise werden.«

»Macht nichts. Ich habe ohnehin geplant, über Nacht zu bleiben. Großvater hat darauf bestanden.«

Sie gingen gemeinsam in den Speisesaal, angeregt über Thomas' Doktorarbeit plaudernd. Sophia hörte interessiert zu, stellte durchdachte Fragen und teilte eigene Gedanken zu seinem Forschungsthema. Die beiden waren schon immer auf einer Wellenlänge gewesen, trotz ihrer unterschiedlichen Lebenswege.

Der Schnee fiel jetzt in dichten Schwaden vor den Fenstern, verwandelte die Welt draußen in eine verzauberte Winterlandschaft. Sophia betrachtete die Szenerie mit kindlicher Freude – Schnee zu Weihnachten hatte für sie immer etwas Magisches.

Sie warf einen Blick auf ihre versammelte Familie, die sich um den festlich gedeckten Tisch einfand. Trotz aller Spannungen und unausgesprochenen Konflikte lag etwas Tröstliches in der Vertrautheit dieses jährlichen Rituals.

Mit einem warmen Gefühl der Zugehörigkeit nahm Sophia ihren Platz ein.

Manifest einer Begegnung

Drei Jahre zuvor

Der Regen prasselte auf die Menge, die sich vor dem Brandenburger Tor versammelt hatte. Transparente wurden von nassen Händen hochgehalten, Sprechchöre trotzten dem unerbittlichen Novemberwetter. »Klimagerechtigkeit jetzt!« und »System Change, not Climate Change!« hallten zwischen den Gebäuden wider.

Thomas Brandt stand mittendrin, bis auf die Haut durchnässt, aber mit leuchtenden Augen. Sein burgunderroter Kapuzenpullover,

längst dunkel verfärbt vom Regen, klebte an seinem schlanken Körper. Die Kapuze hatte er trotz des Wetters zurückgeschlagen – eine kleine Geste des Trotzes gegen die Elemente. Sein dunkelblondes Haar hing ihm in nassen Strähnen ins Gesicht, während er im Rhythmus der Sprechchöre eine selbstgemalte Pappe hochhielt: »Die Reichen verbrennen unsere Zukunft«.

Es war seine zwölfte Demonstration in diesem Jahr, aber die erste, bei der er ohne seine übliche Gruppe von Kommilitonen teilnahm. Eine bewusste Entscheidung. Manchmal fühlte er sich unter den Wirtschaftsstudenten der Humboldt-Universität, selbst den politisch engagierten, wie ein Fremdkörper. Ihre wohlformulierten Argumente, ihre akademischen Debatten – all das blieb seltsam blutleer, theoretisch. Als wäre der drohende Kollaps des Planeten ein interessantes Gedankenexperiment und nicht eine existentielle Bedrohung.

Heute wollte er einfach ein Gesicht in der Menge sein, ein anonym-er Teil dieser Welle des Widerstands. Eine kollektive Identität annehmen, ohne den Ballast seines Hintergrunds.

Der Redner auf der Bühne – ein bekannter Umweltaktivist – hatte gerade seine Stimme erhoben, als Thomas ihn bemerkte. Den Mann, der etwa fünf Meter entfernt stand, etwas abseits der dichtesten Menschenmenge. Er trug eine schwarze Regenjacke mit hochgezogener Kapuze, und anders als die meisten Demonstranten schien er nicht mitzurufen. Er beobachtete, aufmerksam, fokussiert.

Was Thomas' Aufmerksamkeit fesselte, waren nicht die äußeren Merkmale des Fremden, sondern seine Haltung. Etwas an ihm wirkte gleichzeitig distanziert und intensiv präsent. Als würde er die gesamte Demonstration durch eine andere Linse betrachten als alle anderen.

Ihre Blicke trafen sich für einen kurzen Moment. Die Augen des Mannes – dunkel, eindringlich – schienen direkt durch die oberflächlichen Schichten zu dringen, die Thomas so sorgfältig um sich errichtet hatte. Thomas spürte einen unerwarteten Schauer, der nichts mit dem kalten Regen zu tun hatte.

Der Mann nickte ihm knapp zu, eine minimale Geste der Aner-

kennung, bevor er seinen Blick wieder auf die Bühne richtete.

Thomas konnte nicht anders, als ihn weiter zu beobachten. Der Fremde hatte etwas an sich, das eine magnetische Anziehungskraft ausübte. Eine Intensität, die selbst durch die Distanz spürbar war.

Nach einer Weile begann der Demonstrationszug, sich in Bewegung zu setzen. Die Menge floss langsam die Straße des 17. Juni entlang, begleitet vom rhythmischen Schlagen von Trommeln und dem steten Ruf der Parolen. Thomas verlor den Fremden aus den Augen, mitgerissen vom Strom der Menschen.

Als die Demonstration nach etwa einer Stunde am Potsdamer Platz zum Stehen kam, suchte Thomas unwillkürlich in der Menge nach der schwarzen Regenjacke. Er entdeckte sie schließlich am Rand des Platzes, wo der Mann auf einer niedrigen Mauer saß und die Szenerie mit derselben ruhigen Intensität beobachtete wie zuvor.

Thomas zögerte nur kurz, dann bahnte er sich einen Weg durch die Menge. Ein Impuls, dem er folgte, ohne ihn wirklich zu hinterfragen.

»Nicht gerade das ideale Wetter für eine Revolution«, sagte er, als er vor dem Fremden stand. Seine Stimme klang selbstsicherer, als er sich fühlte.

Der Mann blickte auf, ein schmales Lächeln huschte über sein Gesicht. »Revolutionen warten nicht auf Sonnenschein.« Seine Stimme war tiefer, als Thomas erwartet hatte, mit einem leichten süddeutschen Akzent.

Thomas lächelte zurück und streckte seine Hand aus. »Thomas.«

Der Fremde zögerte einen Moment, bevor er die Hand ergriff. Seine Finger waren überraschend warm in der Kälte. »Adrian.«

»Dein erstes Mal?« fragte Thomas und deutete auf die Demonstration.

Adrian schüttelte den Kopf. »Ich beobachte diese Bewegung seit ihren Anfängen. Aber ich halte mich meist im Hintergrund.«

»Warum?« Thomas lehnte sich gegen die Mauer, plötzlich neugierig auf diesen rätselhaften Mann.

Adrian zuckte die Achseln, eine flüssige Bewegung unter der Re-

genjacke. »Ich bin... beruflich in einer Position, die eine gewisse Zurückhaltung erfordert.«

»Klingt geheimnisvoll.« Thomas studierte Adrians Gesicht genauer. Nun, da er näher war, konnte er die feinen Linien um seine dunkelgrünen Augen sehen, die markanten Wangenknochen, die seiner Erscheinung etwas fast Aristokratisches verliehen. Er war älter als Thomas zunächst angenommen hatte – vielleicht Mitte zwanzig.

»Nicht besonders.« Adrian schaute Thomas direkt an, seine dunklen Augen forschend. »Du hingegen siehst nicht aus wie der typische Klimaaktivist.«

Thomas spürte einen Anflug von Defensive. »Und wie sieht der typische Klimaaktivist aus?«

»Nicht wie jemand, dessen Pullover wahrscheinlich mehr gekostet hat als mein gesamtes Outfit.« Es lag keine Boshaftigkeit in Adrians Worten, nur eine nüchterne Feststellung.

Thomas schaute auf seinen durchnässten Pullover hinunter, ein unbewusstes Eingeständnis. »Erscheinungsbild und Überzeugung sind zwei verschiedene Dinge.«

»Sind sie das?« Adrian lehnte sich leicht vor. »Oder ist das, was wir tragen, was wir konsumieren, ein direkter Ausdruck unseres Platzes im System, das wir angeblich bekämpfen?«

Die Direktheit der Frage traf Thomas unvorbereitet. Die meisten Menschen in seinem Umfeld – selbst die politisch Engagierten – tanzten höflich um das Thema seines privilegierten Hintergrunds herum.

»Du kennst mich nicht«, sagte er schließlich. »Du weißt nichts über meine Überzeugungen.«

»Stimmt«, gab Adrian zu. »Aber ich weiß, dass echter Wandel mehr erfordert als Teilnahme an genehmigten Demonstrationen und das Hochhalten von Pappkartons.«

Thomas spürte, wie sein Gesicht warm wurde, trotz der Kälte. »Und was tust du, um ›echten Wandel‹ zu bewirken?«

Ein eigenartiges Lächeln huschte über Adrians Gesicht. »Ich ar-

beite daran.«

Bevor Thomas antworten konnte, unterbrach sie ein lauter Knall. Weiter vorne hatte die Polizei begonnen, die Demonstration aufzulösen. Rufe wurden laut, Menschen drängten zurück.

Adrian erhob sich in einer fließenden Bewegung. »Zeit zu gehen. Es wird ungemütlich werden.«

Thomas blickte zwischen Adrian und der zunehmend chaotischen Szenerie hin und her. »Kennst du ein Café in der Nähe? Eines, das nicht voller durchnässter Demonstranten sein wird?«

Adrian musterte ihn einen Moment lang, als würde er etwas abwägen. Dann nickte er. »Folge mir.«

Sie bahnten sich einen Weg durch die sich auflösende Menge, weg von der Hauptstraße in die ruhigeren Seitenstraßen. Die Regentropfen prasselten unablässig auf sie herab, doch Thomas bemerkte es kaum. Seine Aufmerksamkeit war vollständig auf den Mann vor ihm gerichtet, der sich mit bemerkenswerter Leichtigkeit durch das Gedränge bewegte.

Nach etwa zehn Minuten zügigen Gehens erreichten sie ein unscheinbares Café in einer Seitenstraße. Es war klein, gemütlich, mit abgenutzten Holzmöbeln und einer altmodischen Kaffeemaschine hinter dem Tresen. Nur wenige Gäste saßen an den Tischen, die meisten vertieft in Bücher oder Laptops.

Sie setzten sich an einen Tisch in der hinteren Ecke, von wo aus Adrian die Tür im Blick behalten konnte. Eine Angewohnheit, die Thomas erst später als Teil von Adrians ständiger Wachsamkeit erkennen würde.

»Also«, begann Thomas, nachdem sie ihre nassen Jacken abgelegt und Kaffee bestellt hatten. »Was machst du beruflich, dass du bei Demonstrationen so zurückhaltend sein musst?«

Adrian wärmte seine Hände an der Kaffeetasse. »Ich arbeite für eine Bundesbehörde.«

»Welche Behörde?«

Eine kurze Pause. »BND.«

Thomas' Augenbrauen schossen in die Höhe. »Der Bundesnach-

richtendienst? Du bist ein Spion?»

Adrian lachte leise. »Kaum. Ich bin im Bereich Cybersicherheit tätig. Viel weniger glamourös, als es klingt.«

»Und doch bist du bei einer Klimademonstration.« Thomas neigte den Kopf leicht zur Seite. »Interessant.«

»Meine berufliche Tätigkeit definiert nicht meine persönlichen Überzeugungen.« Adrian nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Was ist mit dir? Student, nehme ich an?»

»Wirtschaftswissenschaften an der Humboldt. Im Masterstudium.« Thomas spürte, wie er automatisch in den förmlicheren Ton verfiel, den er oft anschlug, wenn er über sein Studium sprach. »Aber mein Schwerpunkt liegt auf nachhaltiger Wirtschaft und sozialer Ökonomie.«

»Der Versuch, das System von innen zu verändern?« Es lag etwas in Adrians Tonfall – nicht ganz Spott, aber eine Art sanfter Skepsis.

»Ist das nicht effektiver als blinder Aktivismus ohne wirtschaftliches Verständnis?« konterte Thomas.

»Vielleicht.« Adrian lehnte sich zurück, seine Haltung entspannter als zuvor. »Oder vielleicht ist es nur eine bequeme Rationalisierung.«

Die Direktheit der Aussage hätte Thomas normalerweise verärgert. Stattdessen fand er sie seltsam erfrischend. »Du scheinst eine Menge Annahmen über mich zu treffen.«

»Entschuldige.« Adrians Lächeln war überraschend warm. »Berufsbedingte Angewohnheit. Ich neige dazu, Menschen zu kategorisieren.«

»Und in welche Kategorie falle ich?«

»Das ist noch offen.« Adrians Blick wurde intensiver. »Du bist... interessant. Widersprüchlich.«

Thomas spürte ein eigenartiges Flattern in seiner Brust. Die Art, wie Adrian ihn ansah – forschend, aber auch mit einer unerwarteten Wärme – löste etwas in ihm aus. Ein Gefühl von... Gesehen-Werden.

»Widersprüchlich ist gut«, sagte er leise. »Besser als vorherseh-

bar.«

Sie sprachen stundenlang. Über Politik, Philosophie, ihre unterschiedlichen Weltanschauungen. Thomas erfuhr, dass Adrian in Stuttgart aufgewachsen war, als Sohn einer alleinerziehenden Mutter. Dass er schon als Teenager ein Talent für Computersysteme gezeigt hatte, was ihn schließlich zum BND geführt hatte.

Adrian hörte zu, als Thomas von seinem privilegierten Aufwachsen erzählte, von seinem berühmten Großvater Dieter Weiß, dem Lebensmittelimperium, das ihre Familie reich gemacht hatte. Von seinem wachsenden Unbehagen angesichts dieser Privilegien.

»Es klingt, als würdest du dich für etwas schämen, das du nicht kontrollieren kannst«, bemerkte Adrian, als sie bei ihrem dritten Kaffee angelangt waren. »Du hast dir deine Familie nicht ausgesucht.«

»Nein, aber ich profitiere von ihrem Reichtum. Ich studiere an einer Elite-Universität, ich trage teure Kleidung, ich muss mir nie Sorgen um Geld machen.«

»Das sind keine Verbrechen.«

»Nein, aber sie machen mich mitschuldig an einem System der Ungleichheit.«

Adrian betrachtete ihn nachdenklich. »Mitschuld ist eine komplexe Sache. Wir alle sind in irgendeiner Weise Teil des Systems.«

»Auch du?«

»Besonders ich.« Ein Schatten huschte über Adrians Gesicht. »Ich arbeite für den Staat, der dieses System aufrechterhält.«

»Warum dann?« Thomas lehnte sich vor. »Warum bleibst du dort, wenn du das System für falsch hältst?«

Adrian schwieg einen Moment lang. Als er antwortete, war seine Stimme leiser, intensiver. »Manchmal muss man tief ins System eindringen, um es wirklich zu verstehen. Um seine Schwachstellen zu finden.«

Etwas in der Art, wie er es sagte, ließ Thomas aufhorchen. Da war mehr hinter diesen Worten, eine verborgene Bedeutung.

»Du klingst nicht wie ein überzeugter Staatsdiener«, sagte er

vorsichtig.

»Bin ich auch nicht.« Adrians Augen trafen seine, mit einer Intensität, die fast physisch spürbar war. »Ich bin jemand, der glaubt, dass wir an einem kritischen Punkt der Geschichte stehen. Dass die alten Systeme nicht mehr funktionieren. Dass wir vor fundamentalen Veränderungen stehen.«

»Revolutionäre Veränderungen?«

Adrian zuckte leicht mit den Schultern. »Nennen wir es... notwendige Korrekturen.«

Es war nach Mitternacht, als sie schließlich das Café verließen. Der Regen hatte aufgehört, und die Straßen glänzten im Licht der Laternen. Sie standen einen Moment unschlüssig vor der Tür.

»Wo wohnst du?« fragte Adrian.

»Prenzlauer Berg«, antwortete Thomas. »Und du?«

»Friedrichshain. In die entgegengesetzte Richtung.«

Sie schwiegen, keiner bereit, den Abend zu beenden.

»Ich würde gerne...« begann Thomas zögernd.

»...weilersprechen«, beendete Adrian den Satz. »Ich auch.«

Ihre Blicke trafen sich, und Thomas spürte eine Elektrizität zwischen ihnen, die während des ganzen Abends unterschwellig präsent gewesen war, jetzt aber fast greifbar wurde.

»Meine Wohnung ist nicht weit«, sagte Adrian leise.

Thomas nickte, ohne zu zögern. »Zeig mir den Weg.«

Sie gingen schweigend nebeneinander her, durch die nächtlichen Straßen Berlins. Die Stadt hatte sich verändert, schien jetzt intimer, geheimnisvoller. Oder vielleicht war es Thomas, der sich verändert hatte, durch diese unerwartete Begegnung mit einem Mann, der alle seine Gewissheiten in Frage zu stellen schien.

Als sie Adrians Wohnung erreichten – ein unscheinbares Apartment in einem renovierten Altbau – und die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel, wusste Thomas instinktiv, dass dieser Abend eine Wegscheide in seinem Leben markieren würde. Ein Vorher und ein Nachher.

Was in dieser Nacht zwischen ihnen geschah, war mehr als nur

physische Anziehung. Es war eine Verbindung zweier Geister, die trotz – oder vielleicht gerade wegen – ihrer Unterschiede eine tiefe Resonanz miteinander fanden.

Als Thomas am nächsten Morgen erwachte, die ersten Sonnenstrahlen fielen durch die halb geschlossenen Jalousien, und Adrians schlafende Gestalt neben ihm betrachtete, wusste er, dass er etwas gefunden hatte, das er nicht mehr verlieren wollte.

Er ahnte noch nicht, dass diese Beziehung ihn auf einen Pfad führen würde, der alles verändern würde – seine Familie, seine Zukunft, vielleicht sogar das System selbst, gegen das sie beide auf ihre Art rebellierten.

In diesem Moment, im sanften Morgenlicht, existierte nur die Gegenwart. Und sie war vollkommen.

Vom Tisch der Täuschungen

Der Speisesaal der Familie Weiß war ein Meisterwerk traditioneller Eleganz. Die hohe Decke mit ihren dezenten Stuckverzierungen wurde von einem imposanten Kronleuchter aus böhmischem Kristall erhellt, dessen Licht sich in den polierten Silberleuchtern auf dem Tisch brach und warme Reflexe auf die vertäfelten Wände warf. An den Wänden hingen sorgfältig kuratierte Gemälde deutscher Impressionisten – keine spektakulären Meisterwerke, sondern qualitätsvolle Arbeiten, die von kultiviertem Geschmack zeugten.

Die Familie hatte sich um den langen Eichenholztisch versammelt, der für zwölf Personen gedeckt war, obwohl nur neun anwesend waren. Dieter Weiß saß an der Stirnseite, seine Frau Hannelore zu seiner Rechten. Die übrigen Plätze waren nach einem strengen Protokoll vergeben, das Monika vor Jahren festgelegt hatte und das selten variierte: Monika und ihr Mann Karsten an Dieters linker Seite, Julia und Michael Brandt gegenüber, Thomas neben seiner Mutter Julia, Sophia neben ihrer Großmutter Hannelore. Ein Gedeck zwischen Thomas und Michael blieb leer – reserviert für Lena, Julias

Tochter und Thomas' jüngere Schwester, die dieses Jahr zum ersten Mal fehlte, weil sie mit ihrem Mann und ihren Kindern Weihnachten in Südfrankreich verbrachte, sehr zum stillen Missfallen Dieters, der familiäre Tradition über alles stellte.

Martin Berger, der Koch, und zwei Servicekräfte bewegten sich fast geräuschlos durch den Raum, servierten die Vorspeise – eine raffinierte Interpretation von Lachs mit Meerrettichschaum und Kaviar.

Dieter erhob sein Weinglas, ein 2015er Chablis Premier Cru, der speziell zur Vorspeise ausgewählt worden war. »Auf die Familie«, sagte er mit seiner tiefen, tragenden Stimme. »Auf Weihnachten und ein erfolgreiches neues Jahr.«

Die Gläser wurden gehoben, leises Klirren erfüllte den Raum. Thomas bemerkte die minimale Verzögerung in Dieters Bewegungen, die kaum wahrnehmbare Unschärfe in seinem Blick. Der präparierte Punsch begann zu wirken.

»Die Dekoration ist wundervoll, Monika«, bemerkte Hannelore, während sie ihren Lachs mit kleinen, präzisen Bewegungen zerlegte. »Du hast dich wieder einmal selbst übertroffen.«

Monika lächelte dünn, aber zufrieden. »Danke, Mutter. Die Floristin wollte ursprünglich rote Amaryllis verwenden. Stell dir vor. Als ob wir in einem Einkaufszentrum wären.«

»Der Horror«, murmelte Thomas leise, nur für Sophia hörbar, die ihm gegenüber saß. Sie quittierte die Bemerkung mit einem amüsierten Lächeln und schüttelte leicht den Kopf.

»Das Geschäft läuft gut, nehme ich an?«, fragte Michael Brandt an Dieter gewandt, nachdem er einen Schluck Wein genommen hatte. Als Finanzvorstand eines mittelgroßen Pharmaunternehmens bewegte sich Michaels Konversation stets im sicheren Terrain von Wirtschaft und Zahlen.

Dieter nickte, die Bewegung minimal verlangsamt. »Trotz der Marktturbulenzen ein Rekordjahr. Die Expansion in den asiatischen Markt zahlt sich aus.«

»Die Aktie hat zweistellig zugelegt«, ergänzte Karsten Fischer,

Sophias Vater, mit seiner kühlen, distanzierten Art. »Gegen den allgemeinen Markttrend.«

Thomas unterdrückte ein Augenrollen. Typisch für diese Familientreffen – Gespräche über Profit und Marktanteile, während die Welt draußen in Flammen stand.

»Und deine Forschung, Karsten?«, fragte Hannelore höflich. »Gibt es Fortschritte bei deiner Studie über... was war es noch gleich?«

»Neuronale Korrelate von Entscheidungsfindungsprozessen unter Stress«, antwortete Karsten prompt, ohne aufzublicken. »Ja, wir haben kürzlich eine Publikation in ›Nature Neuroscience‹ platziert. Ganz interessante Ergebnisse zur Aktivitätsmusteränderung im präfrontalen Kortex.«

»Wie faszinierend«, sagte Hannelore höflich, obwohl ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie kein Wort verstanden hatte.

Eine kurze Stille trat ein, nur unterbrochen vom leisen Klirren des Bestecks auf dem feinen Porzellan.

»Sophia«, begann Dieter schließlich, sein Blick auf seine Enkelin gerichtet, »erzähl uns von deinen neuesten Projekten. Was macht die Cybersicherheitsbranche?«

Sophia lächelte warm. »Florierend, Großvater. Je digitalisierter die Welt, desto mehr Sicherheitslücken gibt es zu schließen.«

»Und du schließt sie alle?«, fragte Julia Brandt mit einem freundlichen Lächeln.

»Ich finde sie«, korrigierte Sophia. »Das ist der schwierigere Teil. Das Schließen ist dann meist Routine.«

»Hackst du auch in... unerlaubte Systeme?«, fragte Michael, der offensichtlich nur vage Vorstellungen von Sophias tatsächlicher Arbeit hatte.

Sophia lachte leicht. »Ich teste Sicherheitssysteme auf Schwachstellen, Onkel Michael. Legal, im Auftrag der Kunden. Alles andere könnte mich ins Gefängnis bringen.«

Thomas beobachtete, wie sie ihr Wasser trank, während der Rest der Familie am Wein nippte.

»Und Thomas?«, wandte sich Dieter an seinen Enkel, die Worte

bereits minimal verwaschen. »Wie läuft die Doktorarbeit? Immer noch dabei, den Kapitalismus zu reformieren?«

Ein leises Lachen ging durch die Runde. Thomas lächelte dünn, den Köder ignorierend.

»Sie schreitet voran«, antwortete er knapp. »Professor Wegner ist zufrieden mit meinen Fortschritten.«

»Diese Wegner«, brummte Dieter. »War sie nicht diejenige, die diesen Artikel über die ›inhärenten Widersprüche des Neoliberalismus‹ geschrieben hat?«

»Genau die«, bestätigte Thomas, Provokation in seiner Stimme. »Eine brillante Ökonomin.«

Dieter schnaubte leise. »Brillant im Ignorieren wirtschaftlicher Realitäten, vielleicht.«

Thomas öffnete den Mund zu einer scharfen Erwiderung, doch Sophia warf ihm einen besorgten Blick zu. »Thomas, erzähl uns lieber von deinem neuen Forschungsprojekt«, unterbrach sie sanft. »Das mit den alternativen Wirtschaftsmodellen für lokale Gemeinschaften klang spannend.«

Thomas zögerte, dann schluckte er seine Worte hinunter und nahm stattdessen einen Schluck Wasser.

Die Servicekräfte räumten die Teller der Vorspeise ab und brachten den Hauptgang: traditionelle Weihnachtsgans mit Apfelrotkohl, Maronen und Kartoffelklößen. Der Duft von Braten und Gewürzen erfüllte den Raum.

»Ein Kunstwerk, wie immer, Martin«, lobte Hannelore den Koch, der mit einem bescheidenen Nicken antwortete und sich dann diskret zurückzog.

Die Unterhaltung plätscherte weiter, oberflächlich und ritualisiert. Geschäftliche Erfolge, gesellschaftliche Ereignisse, vorsichtig dosierte Familienneuigkeiten. Nichts, was unter die Oberfläche drang, nichts, was die sorgfältig gepflegte Fassade der Harmonie gefährden könnte.

Thomas beobachtete, wie die Wirkung des Beruhigungsmittels im Punsch sich allmählich in der Familie ausbreitete. Hannelores

Haltung, normalerweise aufrecht und kontrolliert, wurde merklich entspannter. Karsten, der sonst jeden Satz mit klinischer Präzision formulierte, verhaspelte sich leicht. Julia blinzelte häufiger als normal, als kämpfte sie gegen eine plötzliche Müdigkeit.

Am auffälligsten jedoch war die Veränderung bei Dieter. Der sonst so scharfsinnige Patriarch wirkte zunehmend benommen, seine Reaktionen verlangsamt, seine Artikulation weniger präzise. Zweimal musste er sich selbst korrigieren, als er über die wirtschaftlichen Aussichten für das kommende Jahr sprach.

»Ist alles in Ordnung, Großvater?«, fragte Sophia mit deutlicher Besorgnis in der Stimme und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Dieter winkte ab. »Natürlich. Nur... der Wein ist vorzüglich. Und der Punsch zuvor war auch... ausgezeichnet.«

Sophia runzelte leicht die Stirn und warf Thomas einen kurzen, verwirrten Blick zu. Thomas vermied Augenkontakt und widmete sich konzentriert seinem Essen.

Monika, die bisher auffallend still gewesen war, stand plötzlich leicht schwankend auf. »Entschuldigt mich kurz«, sagte sie, ihre Stimme seltsam tonlos. »Ich fühle mich nicht... ganz wohl.«

Karsten blickte zu seiner Frau auf, ein seltener Ausdruck echter Sorge auf seinem sonst so stoischen Gesicht. »Soll ich mitkommen?«

»Nein«, sagte Monika scharf, dann milder: »Nein, danke. Ich bin gleich zurück.«

Sie verließ den Raum mit bemüht sicheren Schritten. Sophia blickte ihr besorgt nach und wandte sich dann an ihren Vater. »Was ist mit Mutter? Sie wirkt angespannt.«

»Die üblichen Weihnachtsnerven«, erwiderte Karsten knapp, aber Sophia war nicht überzeugt.

»Monika arbeitet zu viel«, seufzte Hannelore, als ihre Tochter außer Hörweite war. »Diese Benefizgalas, die Stiftungsarbeit, die sozialen Verpflichtungen – sie nimmt sich zu viel vor.«

»Sie ist eben ehrgeizig«, sagte Dieter, Stolz in seiner Stimme. »Hat sie von mir.«

Julia Brandt lächelte höflich. »Monika leidet seit jeher an Perfektionismus. Schon als Kind musste alles genau nach ihren Vorstellungen gehen.«

»Ein Familiencharakterzug«, murmelte Thomas leise.

Sophia lächelte nachdenklich. »Nicht bei allen. Ich denke, Lena und ich sind da aus der Art geschlagen.«

Durch die große Fenstertür, die auf die Terrasse führte, konnte man sehen, wie der Schnee nun in dichten Flocken fiel. Die Landschaft verschwand zunehmend unter einer weißen Decke, isolierte das Anwesen von der Außenwelt.

»Der Schneefall wird immer stärker«, bemerkte Sophia. »Hoffentlich wird das nicht zum Problem für die Abreise morgen.«

Monika kehrte zurück, ihr Gesicht blasser als zuvor, aber mit einem tapferen Lächeln. »Nur eine kleine Übelkeit. Nichts Ernstes.«

»Vielleicht der Lachs?«, schlug Michael vor. »Meeresfrüchte können manchmal...«

»Der Lachs war einwandfrei«, unterbrach Monika ihn scharf. »Martin bezieht ihn direkt vom besten Händler in Hamburg.«

Ein unangenehmes Schweigen folgte. Monika nahm ihren Platz wieder ein, trank einen kleinen Schluck Wasser.

Joachim Weber, der Sicherheitsbeauftragte, betrat den Raum mit diskreten Schritten und neigte sich zu Dieter. »Entschuldigen Sie die Störung, Herr Weiß. Könnte ich Sie kurz sprechen? Eine Sache bezüglich der Sicherheitssysteme.«

Thomas versteifte sich unmerklich, seine Hand umklammerte sein Wasserglas fester. Sophia blickte überrascht auf, ihr Gesichtsausdruck zeigte offene Neugierde.

Dieter runzelte die Stirn, nickte dann langsam. »Natürlich, Joachim.«

Er erhob sich, schwankte leicht und folgte Weber aus dem Raum.

»Probleme?«, fragte Karsten, seine Stimme verriet nur einen Hauch von Besorgnis.

»Bestimmt nichts Ernstes«, antwortete Hannelore gelassen. »Wahrscheinlich nur eine Routinesache.«

Die Unterhaltung setzte sich fort, doch nun lag eine unterschwellige Spannung in der Luft. Sophia betrachtete aufmerksam Joachim Weber, der kurz darauf den Raum wieder betrat, diesmal ohne Dieter, und sich diskret an der Tür postierte. Sein Gesicht wirkte angespannt, eine Hand ruhte unauffällig an seiner Seite.

»Seltsam«, murmelte Sophia zu Hannelore. »Joachim sieht nicht gut aus. Fast wie krank.«

Nach etwa fünf Minuten kehrte Dieter zurück, sein Gesicht nun sichtbar bleich. Er nahm seinen Platz wieder ein, seine Bewegungen steif und kontrolliert, als müsste er sich besonders konzentrieren.

»Alles in Ordnung, Vater?«, fragte Monika mit einem Stirnrunzeln.

Dieter nickte langsam. »Ja. Nur ein... technisches Problem mit der Alarmanlage. Nichts Besorgniserregendes.«

»Alarmanlage?«, fragte Sophia mit ehrlicher Besorgnis. »Was ist denn passiert? Gibt es einen Einbruchversuch?«

»Nein, nein«, versicherte Dieter. »Nur ein... Systemfehler. Nichts, worüber man sich Gedanken machen müsste.«

Sophias Blick wanderte zwischen ihrem Großvater und dem Sicherheitsbeauftragten hin und her. Die Anspannung in Webers Haltung war offensichtlich, und Dieters beruhigende Worte standen im Widerspruch zu seinem besorgten Gesichtsausdruck. Sie zog ihr Smartphone hervor und wollte eine Suchseite öffnen, um die neuesten Lokalnachrichten zu prüfen – vielleicht gab es Unwetterwarnungen oder andere Ereignisse, die die erhöhte Sicherheitsbereitschaft erklären könnten.

»Das ist merkwürdig«, sagte sie laut und hielt ihr Telefon hoch. »Ich habe überhaupt keinen Empfang.«

»Ich fühle mich auch nicht besonders«, sagte Julia plötzlich und legte ihre Gabel nieder. »Ist es warm hier drin, oder bilde ich mir das nur ein?«

Michael legte besorgt eine Hand auf den Arm seiner Frau. »Du siehst tatsächlich etwas blass aus, Liebling.«

Ein kaum hörbares Stöhnen kam von Joachim Weber, der sich